

Am 2. Tag besichtigten wir Heilbronn, seinen schönen Marktplatz, die Kilianskirche mit dem berühmten Hochaltar u. a. Die Bahn brachte uns durch die schöne, fruchtbare Ebene nach Waldenburg zum Schloß, ein schöner Fußmarsch nach Gnadental, ein Kraftwagen nach Hall. Diese Stadt bildete unzweifelhaft den Höhepunkt der Fahrt. Unser Haller Bundesfreund, Archivrat Wilhelm Hommel, vermittelte uns aus dem reichen Schatz seiner Kenntnisse ein wohlabgerundetes Bild vom geschichtlichen und künstlerischen Hall, von Groß- und Klein-Komburg. Am folgenden Tag begleitete er uns sogar auf der schönen Fahrt Kocher abwärts, über die Wasserscheide ins Jagsttal nach Unterreichenbach mit seiner denkwürdigen karolingischen Krypta, von da nach Langenburg zum hohenloher Schloß. Als er Abschied nahm, konnte er herzliche Dankesworte von jedem hören. Und er hat sie verdient; ist er doch, um uns Führer sein zu können, mitten aus seinem Urlaub von München hergeeilt. Unsere Fahrt ging weiter nach Weikersheim zum 3. hohenloheschen Schloß und alten Stammsitz des Geschlechtes und schließlich nach Mergentheim zu kurzer Besichtigung und gemütvollem Ausklang. Einzelne Teilnehmer waren schon in Hall und Blaufelden abgezweigt, andere trennten sich hier, der Rest fuhr nach Würzburg und Bamberg.

Tiefe Eindrücke hat uns das württembergische Franken vermittelt. Wir waren dort zu Hause, überall trafen wir auf bekannte Spuren, auf geschichtliche und künstlerische Zusammenhänge mit unserer mainfränkischen Heimat. So wurde unsere Erwartung restlos erfüllt wie in keinem Jahr zuvor, die Erinnerung an das Geschaute wird lange Jahre wachbleiben und den Wunsch groß werden lassen, einmal wieder zu kommen und noch einmal die Wunder zu sehen.

Achtlos wären wir vielleicht an manchem vorbeigegangen, wäre uns nicht auf der ganzen Fahrt ein treuer Begleiter und Führer zur Seite gestanden, dem all die Zusammenhänge schon offenbar waren und der sie uns mit nimmer müdem Bemühen zu vermitteln suchte. So darf deshalb zum Schluß ein besonders herzliches Wort des Dankes gesagt werden unserem Bundesführer Dr. Peter Schneider. A. F.

## Nimmer heimatlos!

Gedanken und Erinnerungen von Peter Schneider

(Fortsetzung.)

Ich bin nun kein Gottesgelehrter, ich bin weit von dem entfernt, was einen solchen ausmacht; ich fühle auch keinen Beruf, nach dieser Richtung hin zu wirken, durch Darlegung meines eigenen Standpunkts andere ebendahin bringen zu wollen, wie ich denn überhaupt lieber beschaffen als befehren möchte. Meine Worte laufen darauf hinaus, etwas Unechtes, etwas Unwahres zu kennzeichnen, etwas, das sich nicht nur auf das religiöse, sondern auf mein ganzes ureigenes Gebiet erstreckt. — Ein Würzburger Freund, Künstler und Karikaturist, hat einmal für ein Fest neben anderen Zeitgenossen auch mich scherhaft dargestellt, in germanischer Tracht, mit Urhörnern auf dem Helm; ein Rabe sitzt in der Nähe, der sagenberühmte Schwanberg steht im Hintergrund. Nun hat der Künstler wohl selber kaum geglaubt, daß ich für das kämpfe, was man schon vor mehr als hundertfünzig Jahren „Teutonismus“ genannt hat. Es gibt

für mich, und ich darf wohl sagen, für jeden wahrhaft fränkisch empfindenden Menschen, nichts Lächerlicheres als das Altertümeln. Wir Franken halten fest, was wir von den Vätern überkommen haben und was noch in irgend einer Form lebendig ist; daran hält mancher so fest, daß er vielleicht als „altfränkisch“ erscheint; Altertümeln aber ist die versuchte Nachahmung von Dingen und Formen, die einst den Kreis ihrer Möglichkeiten durchschritten, die ihr Leben und Wirken vollkommen erschöpft haben und von denen kein ununterbrochener Faden bis zur Gegenwart leitet. An solche Dinge und Formen kann ich anknüpfen, jawohl, kann sie mit neuem Geist erfüllen und innerlich wandeln, so wie einst das italienische Rinascimento die Kunstformen des Altertums zwar wieder aufgenommen, aber auch mit einem neuen Lebensgefühl durchtränkt und durchblutet hat. Doch Gespenster darf ich nicht beschwören, weder auf religiösem noch auf künstlerischem noch auf irgend einem anderen Gebiet; und ganz schlimm wird's, wenn es sich nicht einmal um Wiederaufnahme von beglaubigtem Altem, sondern um fragwürdige Ausgebürtungen überreizter Gehirne handelt. Wenn ich beispielshalber in einem Kalender den Namen und Begriff „Weihnachten“ — Gefäß der Süßigkeit seit vielen Jahrhunderten — durch „Besuch des (weiblichen) Julkindchens“ ersetzt finde, so ist das gewiß für viele eine peinliche Verlezung heiliger Gefühle, es ist aber anderseits nicht einmal Gespensterbeschwörung, sondern der verzweifelte Versuch, eine unbeglaubigte Sache zu volkstümlichem Brauchtum zu erheben. Darf ich eine Warnung aussprechen, so warne ich alle Hüter und Pfleger des lebendigen Volkstums eindringlich davor, daß sie ihre herrliche Aufgabe, nämlich die Erhaltung des bestehenden Guten, beflecken und verunzieren durch den Versuch, das Tote wieder zum Leben zu erwecken oder gar an Stelle von Dingen, die wir gar nicht kennen, den faulen Zauber künstlicher Schreibtißcherfindungen zu setzen. Wüßt Ihr, was ein Zeidler war? Ein Waldbienenzüchter. Was seine Bienen lieferten, war echt. Und wer sich, bildlich und nichtbildlich, als Erbe von Zeidlern fühlen darf, wer selbst noch tiefgrünen Tannenhonig schleudert, der muß einem Hausierer ins Gesicht lachen, wenn ihm der auf der Treppe Kunsthonig anbietet. Kunsthonig ist es mir nicht, wenn Gottsucher ehrlich nach neuen Pfaden der Gotteserkenntnis, nach neuen Möglichkeiten der Gottverbundenheit ausgehen; ich ehre das Vorwärtsschauen; aber Kunsthonig sind mir Religiöchen talmigermanischer Prägung. Setzt man mir Derartiges vor, so habe ich ein Gefühl, wie wenn ich von dem berühmten Römerwein in dem Steinsarg zu Speyer trinken sollte. Dabei überlaß' ich es ganz den Gottesgelehrten, den Glaubensgehalt oder ungehalt solcher Gemächte festzustellen; mich, den Franken, widert das Unechte an, und ich kann nicht anders, als daß ich das Julkindchen auch in den Sac<sup>s</sup> stecke, der mir für alles Altertümeln an der Wand hängt.

Die Richtung, von der ich spreche, die im 19. Jahrhundert durch die Romantik heraufbeschworen, wenn auch von deren edelsten Vertretern keineswegs gewollt wurde, hat sich naturgemäß ganz besonders auf dem Gebiet des Schrifttums breit gemacht; ich brauche nur an den fattsam bekannten „Nit-Stil“ zu erinnern. Eine alternde, nicht einfältige (naive), nicht naturverbundene, sondern „historisch“ empfindende Zeit mußte freilich der Meinung sein, der Dichter könne die Menschen vergangener Zeiten auch nur in der Sprache dieser Zeiten sprechen lassen. Dies ist beispielsweise schon die Schwäche der sonst so wackeren Heimatromane von Willi-

balde Alexis. Die Schwäche, sage ich; denn was kommt dabei heraus? Es gab einst keine Schallplatten; wir wissen nicht, wie man einst gesprochen hat, denn was in schriftlichen Überlieferungen an Gesprochenem aufgezeichnet ist, darf nur sehr bedingt als treue Wiedergabe der Umgangssprache aufgenommen werden. Daher liefert jeder Versuch, die Menschen früherer Zeiten in „ihrer“ Sprache reden zu lassen, ganz bestimmt nur ein Zerrbild des Tatsächlichen. Darauf hinaus greift die Frage, ob denn jemals ein lebendiges, saft- und kraftvolles, vom Odem der Gegenwart durchhauchtes Schrifttum überhaupt nur daran denkt, in dieser Hinsicht sprachgeschichtlich treu sein zu wollen. Niemals war dies der Fall. Homer lässt seinen Agamemnon natürlich in seiner Sprache, das heißt in der Sprache des 8. Jahrhunderts v. Chr. reden; bei Tasso sprechen die Kreuzritter wie gebildete Menschen des 16. Jahrhunderts; Shakespeares Caesar und Brutus sind Menschen des Elisabethischen Zeitalters. Durfte ich oben eine Warnung aussprechen, so stehe hier die Aufforderung an die frankenbürtigen Dichter, sie möchten sich ganz von dem ängstlichen Gefühl lossagen, als müßten sie sich in geschichtlichen Sprachstilen versuchen, und sie möchten, zum Heil unseres Schrifttums, die Menschen ihrer Dichtungen so sprechen lassen, wie den Franken heute der Schnabel gewachsen ist. Was man Zeitfärbung nennt, werden sie durch andere Mittel hinlänglich erreichen.

Habe ich in der Greiferung gegen das Unechte vielleicht zu viel Worte verloren, so halte man dies einer Empfindung zugute, die mich gegenüber dem Hohlen zuweilen überkommt. Es ist die Empfindung eines Menschen, dem ein wahrhaft gütiges Geschick schon in der Jugend den Blick hinter die Bühnenwände des Lebens vergönnt hat. Ich bin in einer merkwürdigen Umwelt aufgewachsen, in einer Umwelt mit hellen Lichtern und tiefen Schatten. Die hellen Lichter, das helle Licht wollen wir einmal ganz wörtlich nehmen. Ich bin geboren in der Hügelstadt Bamberg, etwa fünfzig Meter über der Talsohle. Meine Vaterstadt wurde schon vor Jahrhunderten „ein Stück Italien unter deutschem Himmel“ genannt. Wenn sich dieser Lobpreis anfänglich auch nur auf die Lustgärten des bischöflichen Schlosses Geverswörth und ihre südländischen Gewächse bezog, so besteht doch eine gewisse Berechtigung, ihn auf die Stadt und ihre ganze Umgebung auszudehnen. In der Tat ist hier der Himmel blauer, sind die Farben kräftiger als vielerorts unter gleichem Breitengrad. Man halte dies ja nicht für ein Zugeständnis an den sogenannten Lokalpatriotismus, der weit hinter mir liegt, sondern als Behauptung einer leicht zu beweisenden Tatsache. Der Himmel ist nämlich hier abhängig von der Erde; deutlicher gesprochen: die erdgeschichtliche Bildung des Keupers, der Keuperlehm, die Keupersteine machen den Himmel blau und die Farben satt. Gerade dem Ostfranken kann man dies leicht verständlichen. Über der Mittelstufe der fränkischen Trias, in der Gegend des Muschelkalks, schwebt fast immer ein überaus feiner Staub in der Luft, von Menschen, Tieren, Fahrzeugen aufgewirbelt und vom Wind in die Höhe getragen; dort schwebt er, bis ihn Regengüsse oder Schneefälle für kurze Zeit wieder herunterholen. Daher die leichtgraue Abtönung des Himmelsgewölbes, der „Milchhimmel“ Mainfrankens, wie ihn das Künstlerauge Hans Thomas gesehen hat. Auch gibt das ausgesprochene Grau anstehender Wellenkalk- und Anhydritbänke und der dazugehörigen dünngräfigen Abhänge, wie etwa im Maintal unterhalb Würzburgs, und oben auf der fränkischen

Platte das durchscheinende fahle Gelb der Kälterde und der Lößdecke in den meisten Monaten des Jahres der Landschaft etwas Abgetöntes, Abgedämpftes. Dies wird anders, wenn man nach Osten hin das Keupergebiet betritt. Hier sinkt der grobe Staub der Sandsteine rascher wieder zur Erde; daher ist hier das Blau des Himmels dunkler; und welch völlig andere Farbe bringt beispielsweise der dunkelrote Zanklodonletten, der gerade in der Bamberger Gegend eine große Rolle spielt, in die Landschaft! Schwarzer, Brauner, Weißer Jura — dieser mit blendend weißem Schichtkalk, mit zuckerigem Dolomit — tragen sodann östlich von Bamberg zur Belebung des Farbenbildes bei. Ja, meine Jugend war von Licht und Farben umblüht; und dazu kam, daß ich oft die Hälfte meiner Tage im Vatersgarten oder auf väterlichen Feldern verbrachte, das Gesicht in Gras und Kraut gedrückt, als Gespiele von Käfern, Schnecken und Schmetterlingen, als Geliebter von Veilchen, Windröschen, Lerchenspornen und Margariten. Ludwig Richter hat für Heeringens „Reise durch Franken“ außer anderen schönen Bildern auch eine steinerne Marter gezeichnet, hinter der die Altenburg sichtbar wird. Nun, dieser alte gotische Bildstock, ein Grenzstein der Immunität Sankt Jakob, steht noch heute am oberen Ende eines Grundstückes, „Blasset“, in Urkunden Blashart geheißen, das einst meinem Vater gehörte, und auf diesem Bildstock bin ich oft gestanden, gesessen und geritten. Was Ludwig Richter nicht kannte, das war der mächtige Hügel großer Waldameisen dicht dahinter, über den ich auf den Rat meiner Mutter wie oft mich beugte, um mit geschlossenen Augen die heilsam heraußsprühende Ameisensäure einzutauen ... Ja, dies war alles hell und licht und freundlich, und diese Freundlichkeit kam von der Natur; das Dunkle — war bei den Menschen; hier schattete das Leben. Hinter meinem Vaterhaus wohnte neben sehr ehrenwerten Leuten zuweilen auch Pack, das sich schlug und vertrug (ich darf an meine kleine Erzählung „Ins Mark getroffen“ erinnern), und solche Leute eröffneten mir trotz aller elterlichen Schutzwehr tiefe Blicke vor allem in die Abgründe eines urtümlichen Sprachschakzes. Gegenüber auf dem Michelsberg, in den Räumen der ehemaligen Abtei, lebten als Spitalfründner alte, arbeitsunfähige, minderbemittelte Bürger, männlichen und weiblichen Geschlechts; diese waren, wenn auch vielfach knorrig und seltsam, doch in der Regel ehrenhaft; und doch machte auch hier der junge Mensch allerhand merkwürdige Erfahrungen, wie etwa zu seinem maßlosen Erstaunen auch die, daß Siebzigjährige, die schon mit einem Fuß im Grabe stehen, sich noch Eifersuchtszenen liefern können um des Weibes willen! Meinem zweistöckigen Vaterhaus gegenüber in der gleichen Straße stand, ein mächtiger Block, im Winter ein Lichtversperrer, das Antonistift, von uns nur „Die Unheilbaren“ genannt; hier hatten sich begüterte, oft gebildete ältere Personen für den Rest ihres Lebens als „Separate“ eingekauft, sonst aber beherbergte es jene Armen, die in ihrer Jugend die Hilfsschule oder nicht einmal diese bevölkern: und solche Menschen sah und sprach ich täglich, sie gingen, als Boten oder zu Dienstleistungen geschickt, bei uns aus und ein. Und hundert Schritt weiter oben, in den Gebäuden der ehemaligen Propstei St. Getreu (Sancta Fides) befand sich die Heilanstalt, vom Volk erbarmungslos als Narrenhaus bezeichnet. Ich sah von Jugend auf die harmlosen unter den Insassen, an denen noch Seltsames genug war, täglich spazieren gehen; wenn oft spät in der Nacht noch ein Wagen den Berg herauf und am Haus vorbeirasselte, so sprachen wir zueinander:

„Jetzt wird wieder einer eingeliefert!“ Ein Garten, von meinen Eltern auf viele Jahre gepachtet, stieß unmittelbar an die Rückseite der Heilanstalt; eines unserer Felder lag nicht weit davon: ich hörte von Jugend auf das Schreien, Singen, Toben unglücklicher Menschen. Da ging wohl jener arme schizophrene Mann ruhelos im Anstaltsgarten auf und ab und versicherte im gleichen Atemzug: „Der Brumbach muß verhungern, verhungern muß er. Es gibt keinen Gott; ich bin Gott.“ Wir dummen Kinder machten es ihm einst nach: da schrie er: „Wartet, ihr Lausfräken!“ und machte Miene, über die Mauer zu springen und uns zu verfolgen. Wir flohen wie geheiztes Wild, bis wir an der Schwelle des Vaterhauses förmlich zusammenbrachen. Noch was! Wer war der „Heilige Otto?“ Natürlich der große Bamberger Bischof, der Apostel der Pommern (1102—1139), dessen Gebeine in der Michelskirche ruhen. Aber der spöttische Volksmund nannte so auch die Leihanstalt, das Pfandhaus, das im Torhaus des Benediktinerstifts untergebracht war. An dieses knüpfen sich besondere Erinnerungen. Wenn wir Buben da in der Nähe spielten oder herumlungerten, sahen wir die Besucher kommen und gehen, und mancher schamerfüllte Benützer dieser sozialen Einrichtung gab uns das Geld, damit wir hineingingen und seine goldene Uhr wieder auslösten. Und hier machte ich schon als Zehnjähriger die schreckhafte Erfahrung, daß es Menschen gibt, die in der tollen Zeit des Fahrens ein Bett versehen, um zum Tanz gehen zu können ... Ja, ich darf sagen: Krankheit, Wahnsinn, Tod und was sonst im Leben dunkel nachtet, das alles hatte für mich von Jugend auf keinen Schrecken, und hinter den Vorhängen des Alltags sah ich Tollheit, Schlechtigkeit und Lächerlichkeit. Dies alles hatte aber die glückliche Folge, daß mir beim Eintritt in die Welt nichts und niemand ein X für ein U vormachen konnte, und daß ich insbesondere alles Wertlose umso schneller in seiner Richtigkeit erkannte, je eifriger es mit dem Anspruch des Wertvollen an mich herantrat. Wenn ich bei dieser Jugendumwelt nicht zum Pessimisten, zum Schwarzseher geworden bin, so ist daran neben einem günstigen Bluterbe vor allem auch die Tatsache schuld, daß mir unter meinen eigenen Angehörigen und Bekannten nicht wenige Menschen entgegentreten sind, die nichts als Güte und Herzlichkeit waren, aus deren Augen die Liebe Gottes strahlte.

Im ganzen genommen war es für mich aber ebensowenig leicht, ein Lichtfeuer, ein Optimist zu bleiben, wie für jeden aufmerksamen Beobachter des Volkes. Damit seze ich mich vielleicht in Widerspruch mit jenen Säuslern und Flötierern, die allsogleich von Honig überfließen, wenn vom biederem, braven Volk die Rede ist, das in der Stunde der Gefahr doch immer seinen Mann stelle usw. brav; bieder; zuverlässig in der Not: Schon recht! Schon gut! Aber das Volk hat zwei Eigenschaften, die es öfters auf den ersten Blick als befremdlich erscheinen lassen. Das Volk ist pessimistisch und ist grotesk. Über den Pessimismus des Volkes mag man in Büchern nachlesen, die von Völkerfunde, Mundartforschung und ähnlichen Dingen handeln; ich stelle hier nur längst Bekanntes von neuem fest. Wer ist Optimist? Der Führer; immer nur der Führer, vom Vorstand einer Vereinigung bis zu den großen Bahnbrechern auf irgend-einem Gebiete. Der Optimismus, das Lichtfeuerthum, gehört zum Führer wie das Wasser zum Fisch; der Optimismus ist des Führers Wesen und höchste Kraft, ist überhaupt die Führereigenschaft. Der Führer ist noch Optimist, wenn um ihn der Weltbau zusammenbricht. Aber die Geführten

sind meist schwarzseherisch, vor allem auch misstrauisch gegen den Nebenmensch. Dafür gibt es einen Beweis von seltener Eindeutigkeit: es ist der Wortschatz der Volksmundarten mit seinen zahllosen Wendungen der kritischen Beobachtung, der nörgelnden Lieblosigkeit, des misstrauischen Zweifels und des spöttischen Vergleichs. — Ein Arbeiter erscheint heute nicht auf dem Werkplatz. Was ist mit ihm? „Er macht krank!“ sagen die andern. Sie sagen nicht: „Er ist krank“; das duldet ihr Misstrauen nicht; sie sagen auch nicht offen: „Er tut nur so, als ob er krank wäre“; sondern sie benützen einen wahrhaft genial erfundenen Ausdruck, der alles besagt, was man sich denkt, ohne allzu deutlich zu werden. Und wie oft habe ich Leute aus dem Volk, wenn irgend ein Name in einem befremdlichen Zusammenhang genannt wurde, mit bedeutungsvollem Kopfnicken sagen hören: „Nex denken und nex maana“. Aber jeder hatte sich schon seine Gedanken gemacht und seine Meinung gebildet, und diese Meinungen waren vollkommen gleichförmig. Vor allem ist es für den Mann aus dem Volk ungeheuer schwer zu begreifen, daß der Höherstehende, der geistige Führer irgend etwas umsonst, ohne Klingenden Entgelt tun könne. Den reinen, uneigennützigen Idealismus faßt er schwer. „Jeds Amtla hot sei Schlämpla“ (jedes Amt trägt nebenher etwas ein!): in dieser Ansicht könnt ihr ihn nicht erschüttern. — Woher dieses sehr befremdliche Misstrauen? Der Volksforscher, den es schmerzt, daß er es feststellen muß, kennt auch seine Herkunft. Und er weiß auch, daß man, wie immer in diesen Dingen, sehr, sehr weit zurückgehen muß, um den Grund zu finden; daß jede Betrachtung des Volkstums stümpt, wenn sie nicht den ganzen, ungeheuer langen, teilweise erkennbaren, teilweise nur erschließbaren Gang der menschlichen Entwicklung bedenkt. — Das Volk, hier das deutsche Volk, ist schwarzseherisch, weil seine Rassebestandteile durch einen viertausendjährigen, schweren Kampf ums Dasein hindurchgehen mußten. Wir denken zunächst daran, daß gerade jene europäische Rasse, die unter günstigen Lebensbedingungen sich bilden konnte und die darum noch heute die heiterste ist, nur ganz wenige Hundertteile des deutschen Volkskörpers ausmacht, die mittelmeerische. Wie steht es aber mit den übrigen? Die alpine (ostische), deren Ursprünge noch sehr im Dunkel liegen, hat jedenfalls Jahrtausende lang als beherrschte Rasse immer nur den Herrn gewechselt; ihre Grundstimmung ergibt sich daraus von selbst. Die dinarische Rasse hat sich in einem ununterbrochenen Kampf mit der Kargheit und den Gefahren des Gebirges, besonders des Hochgebirges, herausgebildet. Und die drei blonden Rassen, darunter besonders die nordische, der Grundstock des deutschen Volkes, müssen sich, wie ihre an Farbkörpern arme Haut beweist, in Ländern mit schwacher Sonnenbestrahlung gebildet haben, in Gegenden von geringer Fruchtbarkeit, nahe dem einstigen großen Inlandeis, meinetwegen, wie eine neuere Auffassung will, zwischen Ural und Altai. Jagdnomaden waren es, bevor sie sesshaft wurden, Jagdnomaden in Eis und Schnee der langen Winter, auf sumpfiger Tundra unter brennenden Nebeln, in unsrohen, unholden Ländern. Misstrauen also bis zum Beweis, daß man vertrauen könne, und oft noch darüber hinaus, ist das Bluterbe, das sich bis in die besseren Zeiten forterhielt; und sind denn diese besseren Zeiten immer gut gewesen? Mir fällt aus der Geschichte des deutschen Volkes so vieles ein von unermesslichen Kriegs- und Friedensnöten. Mag dieses Erbe wirklich erbfest geworden sein, oder mag es sich in jedem einzelnen Fall um das handeln, was man „Gedächtnis

der Materie" nennt — auf jeden Fall dürfte dieser Volks pessimismus, wenn er völlig verschwinden sollte, nie mehr neue Nahrung erhalten. Bis aber dieses der Fall ist, wird noch viel Wasser den alten Main hinunterfließen.

Grotesk sodann ist das Volk: von jener Komik, die ins Seltsame, Bizarre, ja Dämonische hinüberspielt. — Meine Jugend war umgeben von grotesken Erscheinungen des Volkstums. Mächtig ausholenden Schritts eilte täglich nach dem Mittagessen durch das Tor des Bürgerspitals das gewaltige Knochengerüst jener alten, grauhaarigen Gärtnersfrau heraus, von der die Leute raunteden, sie habe — sehr bedenklich für einen Christenmenschen! — ihren ungewöhnlichen Leib gegen eine Rente der Anatomie vermacht. — Fast täglich kam, mit seiner Mulde auf der Schulter, in einer blutwurstfarbigen, wässerdichten Foppe gehüllt, den Berg herauf zum Antonistift jener fast völlig runde Kuttler gerollt, der leider das K nur wie D aussprechen konnte, sodass wir ihm stets im Chor zuriefen: „Michel, die Daz! Wasserraß!“ Obwohl Michel-die-Daz kaum jemals Anstalten machte, uns zu verfolgen, brachten wir uns nach Ausführung unseres Sprechchores jedesmal schleunigst in Sicherheit. — Vor einem der Häuschen hinter meinem Vaterhaus saß oft eine uralte Frau, die „Nase“. Die Nase hatte sich schon lange nicht mehr recht gewaschen; ihre Verwandten und auch sie selbst hielten das nicht mehr für nötig. Ihre Haut war mehr als isabellenfarbig. Als mein Onkel, der als Junggeselle bei uns im Hause wohnte, dies nicht mehr mit ansehen konnte, stiftete er an einem schönen, warmen Frühlingstag 50 Pfennig, worauf drüber eine große Waschung vor sich ging. Mit verjüngter Haut hockte nun die Nase im Sonnenschein am Gartenzäunchen. — Ein älterer Konditorgehilfe, ein durchaus achtbarer Mensch und Familienvater, besaß einen Husarenflaus, einen Tschako und Säbel; diese Herrlichkeiten legte er zuweilen an, sang dann, nicht ganz einwandfrei, das Lied von den „Blankensteiner Husaren“, und einmal, an einem Nachmittag, ließ er sich von seinen Freunden auf einen Bräuersgaul setzen und ritt so den Jakobsberg hinauf und hinab. Er nahm die Sache völlig ernst: es war nicht Fastnacht damals. Etwas ganz Besonderes war sodann jener im Bürgerspital untergebrachte alte Bäckergeselle, der an den Tagen volkstümlicher weiblicher Heiliger mit glitzernden Ketten von Silbertalern und Schaumünzen über der Brust bei allen Bäckerfamilien, die ein „Annela“ oder eine „Käthi“ oder „Bärbel“ besaßen, zum Glückwunsch antrat! Und bis ins angesehene, begüterte Bürgertum hinein erstreckte sich das Reich des Grotesken. Oder wie war das zu nennen, wenn der schon sehr behäbig gewordene frühere Besitzer eines angesehenen Zuckerwarengeschäftes hoch zu Schimmel durch die Straßen ritt, gleich einer mythischen Gestalt, gleich jenem Schimmelreiter, von dem der ins Derb-volkstümliche gewandelte Spottspruch kündete:

„Hannes von Bischberg,  
Wos mecht denn dei Gaul?  
Er fräß net, er säuft net,  
Er mecht a krumms Maul.“

Und wie war das zu nennen, wenn derselbe Bürger in Gesellschaft gern sein Freigeistertum betonte, aber zugleich auch versicherte, daß er jede

Nacht vor dem Schlafengehen wie als Kind ein Vaterunser und Ave Maria bete? —

Ich höre nun schon im Geist die Sammelwörter, mit denen nach deutscher Art meine Leser diese Gestalten auf einen Nenner bringen: „Komische Käuze; Sonderlinge; Originale“. Gewiß, das waren sie; aber ich möchte wünschen, daß das Dasein solcher Gestalten in einem tieferen und ferneren Zusammenhang gesehen und begriffen würde. Denn auch die künstlerische Darstellung solcher Menschen durch Humoristen wie Ludwig Richter oder Wilhelm Busch gibt ja nur das Tatsächliche, zeigt nicht die Ursprünge. — Der komisch-originelle, der groteske Mensch ist in der Regel nichts anderes als ein Überbleibsel aus längst vergangenen Tagen der Menschheit. Er hätte vor 3000, 6000, 10000 Jahren leben sollen! Er, der Höhlenmensch (die „Nase“!), der mit Hals- und Knöchelringen behängte Bronzemensch (der alte Bäuergeselle!), der federgeschmückte Stammeshäuptling (der Blankensteiner Husar!), die altgermanische Priesterin (die gewaltige alte Gärtnersfrau!) fallen aus dem Rahmen unserer Zeit heraus und müssen daher heute als Sonderlinge erscheinen. Sie stellen aber nur die eigentlich liebenswürdige Erscheinungsform überholter urväterlicher (atavistischer) Zustände dar. „Originale“ entstehen in der Regel durch die Überschneidung zeitlich oder räumlich oder inhaltsmäßig getrennter Kulturfreize.

(Fortsetzung folgt.)

## Ein oberfränkischer Volksdichter

Die Schönheit unserer fränkischen Heimat fordert immer wieder den Dichter heraus zu Lob und Preis, im Kunstgedicht und in einfachen Versen. Gerade auch der Mann aus dem werktägigen Volk findet hiebei nicht selten Worte von hoher Begeisterung. Es ist ja kein Wunder. Steht er doch seiner Heimat am allernächsten, pflegt täglichen Umgang mit ihr, sieht ihre Herrlichkeit mit jedem Morgenrot gleichsam neuerstehen. So besingt ein Salberg seinen geliebten Steigerwald, ein Franz Josef Ahles den Cordigast.

Von Ahles wollen die folgenden Zeilen etwas erzählen, da er demnächst, am 18. September, seinen Geburtstag feiert. Sein Vater war Feuerwerker im 2. Feldartillerieregiment in Würzburg, als der kleine Franz Josef geboren wurde. Nach dem Abschied vom Heeresdienst betrieben die Eltern einen kleinen Laden an der alten Mainbrücke, zogen dann im Jahre 1872 nach Ebelsbach bei Eltmann und von da nach Burkheim bei Altenfurtstadt, der Heimat des Vaters. Doch wieder trieb sie das Schicksal fort nach Bamberg, nach Ebelsbach, nach Neuschleichach, nach Würzburg und wiederum zurück nach Burkheim. Hier sollte der junge Ahles nun Wurzeln schlagen, baute sich ein Häuschen und kaufte einige Tagwerk Feld. Hier gründete er auch endlich seinen Haushalt. Von dem Ertrag der Äckerchen, von den Einnahmen aus der Besenbinderei ernährt der fleißige Mann redlich seine Familie. Gar oft stand namentlich am Anfang Frau Sorge in Küche und Stall, aber er ließ sich von ihr nicht bezwingen. Er zog sich höchstens vor ihr in sein Inneres zurück und lauschte den Stimmen, die dort sangen. So wurde er „Der Dichter“, wie die